

„Floating“ – eine ethnopsychoanalytische Feldforschungstechnik

Gerhard Kubik

Die Standard-Prozedur für Forschungen, die „scientific method“, wie sie auch in Lehrgängen der Psychologie proklamiert wird, wurde von Theo Sonderegger wie folgt umrissen:

- „In all sciences, including psychology, a special procedure, the scientific method must be used to collect data to answer a question or to solve a problem. While the scientific method doesn't provide a step-by-step recipe for dealing with specific circumstances, it does provide general guide-lines for the following procedures in any scientific data collection:
- formulation of the problem
 - design of the study
 - collection of data
 - analysis of data
 - conclusions drawn from data.“¹

Das funktioniert gut, vorausgesetzt dass man von vorneherein ein Problem hat. Oft soll bei der Problem-Formulierung auch eine Hypothese aufgestellt werden, eine vorläufige Behauptung, was sich aus der Lösung des Problems ergeben könnte. Zum Beispiel (Problemstellung:;) Ist Kulturkontakt an sich pathogen? (Hypothese:;) Nein. Wo pathologische Reaktionen auftreten, entstehen sie aus verschleppten unbewussten Konflikten, die durch das psychologische Phänomen der Übertragung im Kulturkontakt reaktiviert werden.

Nun müssen wir aber diese Annahme beweisen, die Bedingungen ermitteln; unter denen das eine oder das andere zutrifft, die Hypothese bestätigen oder widerlegen. Dazu benötigen wir ein Programm systematischer Datenaufnahme. Hier ist eine erste Hürde erkennbar. Es kann sein, dass wir die Daten nach Gesichtspunkten aufnehmen, die uns überwiegend Irrelevantes zuspielden. Besonders bei sehr allgemeinen Fragestellungen ist dies nicht selten der Fall.

1 Sonderegger, Theo: Psychology. Lincoln 1998, S. 9.

Schon wenn Studierende Seminarsarbeiten schreiben, wird auf der „scientific method“ bestanden. Dann sehen sie sich gezwungen, auf „Problemsuche“ zu gehen. Niemand bekäme die Mittel für ein Forschungsvorhaben, der nur erklärte, nachschauen zu wollen, wie die Leute am Plattensee ihre Tage verbringen. Projekte müssen problemorientiert sein. Sie müssen klarstellen, dass man etwas Spezifisches sucht, seien es Fische im Sand oder Caesium-137 in der Speiseröhre, oder dass man einer bestimmten Frage nachgeht, zum Beispiel „Sind Väter in der modernen Gesellschaft weniger aggressiv als anderswo?“

Viele sich wissenschaftlich nennende Problemstellungen sind aber Phantom-Probleme, denn sie gehen oft von Konzepten aus, die unscharf sind, nicht universell gültig sein können und in andere Sprachen nicht übersetzbar sind. „Väter?“ Zu allgemein: nur kulturspezifisch definierbar. In manchen klassifikatorischen Verwandtschaftssystemen besteht derselbe Terminus für den physischen Vater einer Person und den Brüdern des Vaters. Sie alle heißen (in Übersetzung): Vater. Reisende wundern sich dann, dass ihre Kontaktpersonen ihnen nacheinander verschiedene ältere Männer als ihren Vater vorstellen.

„Moderne Gesellschaft“? Ein vager Begriff, weder nach Zeit noch nach Ort definierbar. – „Aggression?“ Nur in ihren Auswirkungen, dem angerichteten Schaden messbar, nicht nach ihrem innerpsychischen Energieaufwand. Es gibt verhaltene, unterdrückte Aggression, die sehr heftig sein kann. – „Anderswo?“ Dieser Begriff bezeichnet solange einen unbestimmten Ort, als das Gegenteil nicht lokalisierbar ist.

Wenn man nun trotz aller Problem-Orientierung, am Ende nichts entdeckt hat oder nur das, was schon längst bekannt ist, kann es geschehen, dass man über die „wissenschaftliche Methode“ nachzudenken beginnt und zumindestens eines herausfindet, nämlich dass die meisten Problemstellungen, die sich der Mensch ausheckt, idiosyncratisch determiniert sind und vom Kategoriensystem der eigenen Sprache abhängen, außerdem von persönlichen, früheren Erfahrungen, die man unbewusst auf den unbekanntem Forschungs-Gegenstand überträgt. Besonders in den „weichen“ Wissenschaften, den Humanwissenschaften, ist dies ein prinzipielles Defizit, denn es besteht keine Gewähr, dass bestimmte, kultur-interne Kategorisierungen auch bei anderen Menschen mit anderen Sprachen gültig sind, ja nicht einmal bei allen Sprechern der eigenen Sprache. Wenn man

dies nicht beachtet, öffnet sich die Tür zu schöngeistiger Sprachmanipulation.

„Wie kommt das individuelle Bewusstsein zu gesellschaftlichem Wissen? – Immer noch empfinden viele die Behauptung des (radikalen) Konstruktivismus, kognitive Systeme seien operational geschlossene autopoietische Systeme, als kontraintuitives Skandalon. Wie, so fragen sie, sind dann Lernen und erfolgreiche Orientierung in der gesellschaftlichen Umwelt möglich? Wie ist gelingende Kommunikation zwischen solchen Monaden denkbar? – Angesichts dieser Diskussionssituation müssen sowohl die konstruktivistischen Hypothesen als auch die kritischen Anfragen differenziert werden, was die Erweiterung des bislang vorwiegend biologisch orientierten Konstruktivismus zu einem soziokulturell orientierten Argumentationszusammenhang erfordert, der die sozialen und kulturellen Randbedingungen der Evolution kognitiver und kommunikativer Systeme ausreichend berücksichtigt.“²

Wir fragen uns aber auch, wie es dazu kommt, dass abstrakte Begriffe plötzlich wie Personen agieren? (Der radikale Konstruktivismus stellt eine Behauptung auf ...) Und: Wie könnte man jemandem den Unterschied zwischen grün und blau erklären, in dessen Sprache ganz andere Farbkategorien bestehen? – Antwort: An sich nicht, aber man findet, was ich kognitive Brücken nenne, quersprachlich. Die letzteren sind zwar für Statistik unsichtbar, deshalb erreicht man mit quantitativen Methoden transkulturell so wenig, aber kognitive Systeme kann man auf diese Weise „knacken“!

Sigmund Freud war es, dem dies oft gelang. Auch entwickelte er eine alternative Strategie zum problem-orientierten Ansatz in der Datenaufnahme: die freie Assoziation. Damit sollte die „wissenschaftliche Methode“ nicht als überflüssig erklärt werden; Freud selbst hat sie bei seiner Theoriebildung rigoros angewandt; man denke nur an die systematische Auswertung seiner umfangreichen Datenbasis für die „Traumdeutung“ (1900), die „Psychopathologie des Alltagslebens“ (1901) und sein Buch über den Witz (1905). Der „scientific method“ wird nur das Ausschließlichkeitsrecht aberkannt und sie wird auf jene spezifischen Arbeitsprozesse verwiesen, in denen sie die größten Erfolge verspricht.

2 Text eines Flugblattes zur Ankündigung eines Vortrages von Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt an der Universität Mainz, 8. Februar 1999.

Die Methode der freien Assoziation ist ein unversiegbarer Quell des Auslotens psychischer Phänomene und sie hindert auch niemanden daran, in einem späteren Stadium der Forschung das gefundene Problem nach der konventionellen „scientific method“ weiter zu untersuchen. Allerdings beruht die wissenschaftliche Relevanz der freien Assoziation für die Psychologie des Menschen auf einer Voraussetzung: nämlich der Annahme einer universellen, durchgreifenden Kausalität in unserer Welt, auf dem sogenannten starken Kausalitätsprinzip wie es in der Physik für den Macro-Bereich gilt, im Gegensatz zum „schwachen Kausalitätsprinzip“ der Quantentheorie. Die Voraussetzung für Sigmund Freuds bahnbrechende Entdeckungen war ein deterministisches Weltbild, in dem auch das Psychische schrankenlos der Kausalität unterworfen ist. Nur dann hat jeder Einfall, jede Begebenheit nichts Willkürliches mehr, sondern seinen, wenn auch oft verborgenen Sinn.

Für persönliche Willensfreiheit ist in diesem Weltbild kein Platz. Auch die Ergebnisse der jüngeren Neuro-Wissenschaft haben diese Annahme ja gründlich zersetzt, so desorientierend dies für manche Menschen sein mag. Werner Heisenbergs Unschärferelation für den subatomaren Bereich, nach der im Verhalten von Teilchen nur statistische Voraussagen gemacht werden können – (Ortskoordinaten und Impulskomponenten können gleichzeitig nur mit Unschärfen festgelegt werden) – kann die Willensfreiheit nicht rehabilitieren, denn der neuronale Bereich, indem sich unsere psychischen Vorgänge manifestieren, ist physikalisch immer noch ein Macro-Bereich, nicht subatomar.

Konsequent verfolgt, wurde es Freud dann möglich, u. a. das Rätsel der menschlichen Fehlleistungen zu lösen: Vergessen, Versprechen, Verlegen, Verschreiben etc. (in seiner „Psychopathologie des Alltagslebens“, 1901). Anhand unzähliger Daten konnte er von Fall zu Fall nachforschen, wie es zu solchen Fehlleistungen kommt. Der Alltagsverstand wehrt sich bis heute gegen Freuds Erkenntnisse und zieht es vor, anzunehmen, dass man auch „einfach so“ etwas vergessen kann, ohne irgendeinen psychisch eruierbaren Beweggrund.

In Sigmund Freuds Psychoanalyse – von vielen als „unwissenschaftlich“ abgewehrt – findet sich somit ein grundlegendes Verfahren, das Forschern nicht nur ermöglicht, im Unbewussten der Menschen zu sondieren, sondern in sich selbst neue wissenschaftliche Problemstellungen zu entdecken.

Autostop

Ich hatte mich frühzeitig mit Sigmund Freud beschäftigt, schon als Sechzehnjähriger an Sonntagen im Kongressbad, Wien 16, mit der „Traumdeutung“ in der Hand. Freud wurde Teil meines Ich-Ideals, so intensiv, dass ich bei meinem unvergesslichen Französisch- und Deutsch-Lehrer bis zur Matura, Dr. Friedrich Demel, in meinen Schulaufsätzen seinen Stil nachahmte, so gut mir dies gelang. Bald kamen auch andere Autoren als Vorbilder dazu, Stefan Zweig, Franz Kafka, Arthur Schopenhauer, George Orwell etc. Eine für meine wissenschaftliche Laufbahn prägende Erfahrung waren aber die Autostop-Reisen durch ganz Europa. Heute würde ich niemandem dazu anraten, aber damals, in einer anderen Zeit und anderen Kultur war dies eine Chance für junge Leute. Die Eindrücke, die ich als etwa Zwanzigjähriger in vielen Ländern, von Spanien, wo ich die Halbwüste der Los Monegros durchwanderte, bis nach Frankreich, Italien, England und Skandinavien gewann – jedes Jahr war ich etwa drei Monate auf Tour – gruppieren sich wie eine Kette freier Assoziation, als ob die Wirklichkeit vor mir als Analysand auf der Couch liege, und ich müsste nun diese Eindrucksketten, diese Event-Folgen deuten. Irgendwo im Universum befand sich Ego als winziger Punkt und registrierte das Ganze wie es sich – im einzelnen nicht voraussehbar – abwickelte. Ein Fahrer setzte mich an einer Straßenkreuzung ab; es wurde Abend, ich wanderte weiter bis zu einem Dorf oder einem geeigneten Platz, um mein Zelt aufzuschlagen. Ameisen überfielen mich im Schlaf. Es konnte auch sein, dass ich auf Menschen stieß; vielleicht war gerade ein Fest im Gange, von Menschen einer anderen Kultur und Sprache ... Einmal schlief ich auf dem Schotter des Rio Gallego mit dem Blick direkt in den Sternenhimmel.

In den ersten Jahren dieser Reisen (ab 1954) führte ich in Wien eine „Chronik“, in die ich dann alles, von Fahrscheinen der Pariser Metro, Kinokarten, Fotos, Briefe und Rechnungsbelege für Brot und Leberpastete (pâté de foie) aus verschiedenen Städten einklebte. Hans Arp und André Breton inspirierten mich. In Paris, früh am Morgen, sammelte ich angefaulte Äpfel und Tomaten auf dem Markt, noch bevor die Marktfrauen erschienen, um sie zu verzehren.

Meine literarischen Versuche und Eindrücke schrieb ich auf Zetteln auf oder Packpapier, so in Spanien und Portugal 1957. Erst ein Jahr später begann ich ein Tagebuch zu führen. Meine Tagbücher beginnen

genau am 20. Juli 1958 in der Wald-Wildnis bei Äkäslompolo, Suomi (Finnland). Am 30. Juli schrieb ich, es sei „wie ein Haus um sich darin zu verkriechen.“ Und ausführlicher:

„Es ist wirklich ein Halt, merkwürdig! Man kann sich also festhalten an dem gleichmäßigen schwarzen Fluss der Buchstaben. Man kann sie umranken, man kann neue Gedanken um das Alte spinnen, man kann verändern, modulieren.“

Die Eintragungen waren nicht regelmäßig; ich zwang mich nicht dazu. Ab 1959, als ich meine afrikanischen Forschungsreisen begann, teilte ich die Aufzeichnungen zunächst in persönliche und wissenschaftliche. Wenige Jahre später gab ich diese Unterscheidung auf, sodass nun für den Gesamtbereich eine sehr genaue Chronologie vorliegt.

In diesen Tagebüchern sind äußere und innere Ereignisse im Sinne zufälliger Event-Abfolgen festgehalten, oft frei assoziativ. Man treibt sozusagen auf dem Meer der Ereignisketten, kann aber auch spontan die Richtung ändern, wenn äußere oder innere Kräfte einen dazu veranlassen. Entdeckt man ein wissenschaftliches Problem kann man den Autopiloten auch abstellen, um nun ganz konventionell das Problem zu lösen. Gibt es nichts mehr zu verfolgen, stellt man den Autopiloten wieder an.

Diese Haltung bei Reisen und bei der Feldforschung begann ich in den 1990er Jahren „floating“ zu nennen. Technisch ist dabei vieles involviert. Wer die Methode zur unvoreingenommenen Entdeckung wissenschaftlicher Fragen anwenden will, muss lernen, schnell zu reagieren, Daten blitzschnell aufzuzeichnen. Es bedarf einer Selbstschulung, jenen Gleichgewichtszustand zu erreichen, der das Fenster unserer Wahrnehmungen beträchtlich erweitert. Wichtig ist aber, dass beim floating keine präkonzipierten Fragen verfolgt werden, um ausschließlich zu ihnen Material zu sammeln. Wer das tut, ist so fokussiert, dass er allzu leicht alles andere übersieht, das sich anbietet, und die goldene Chance einer wirklichen Forschungs-Entdeckung verspielt.

Können Sie, liebe Leserin, so schnell schreiben wie jemand spricht? In bis zu sechs verschiedenen Sprachen? Deutsch, Französisch und Englisch wäre das Mindeste. Können Sie stenographieren und sich unbemerkt von einem Gespräch Notizen machen; am besten nachdem es stattgefunden hat?

Oder verderben Sie sich von vorneherein die Chance, indem Sie sich mit Fragebögen oder mit Laptop und Mobiltelefon vor Ihrem

Gesprächspartner aufpflanzen? Machen Sie Feldforschung, weil Sie etwas lernen wollen, weil Sie an einer anderen Wirklichkeit interessiert sind, wie immer sie gestaltet sein mag, oder arbeiten Sie für einen bestimmten Zweck, für ein Programm, das man Ihnen aufgetragen hat, zum Beispiel den Leuten zur „Entwicklung“ zu verhelfen? Implementieren Sie die Politik von Organisationen? Arbeiten Sie gar prinzipiell nur um Ihre persönliche Karriere voranzutreiben? Sammeln Sie Material nur weil Sie eine Diplomarbeit schreiben oder eine Doktorarbeit?

Wenn die zuletzt aufgezählten Motivationen auf Sie zutreffen, sind Sie weit entfernt von der Superposition des „floating“. Sie befinden sich eher in einer Zwangslage.

Beim „floating“ bestehen keine Absichten, außer dem Vorhaben non-selektiver, unbeschränkter, bewusst nicht gesteuerter Wahrnehmung. Natürlich ist jede Wahrnehmung schon von der Konstitution des menschlichen Wahrnehmungs-Apparates her selektiv, aber die Auswahl entsteht nicht mehr durch bewusste Intervention in den Wahrnehmungsvorgang, unter Ausschaltung ganzer Bereiche, indem man sich vorsagt, dieses oder jenes sei nicht wichtig. Im Gegenteil, man hat sich allem überlassen, was auf einen zukommt, registriert es, reagiert darauf, lässt sich manchmal auch davon lenken. Forschungsthemen und -probleme entdeckt man so direkt im Feld. Auch der Physiker Ernst Mach war sich dieser Möglichkeiten bewusst und hat einen solchen Zustand beschrieben.³

Floating als Technik der Datenaufnahme gründet sich somit auf die Selbstschulung des Analytikers/der Analytikerin zu einer permanenten Bereitschaft des Beobachtens im Feld. Das Führen eines Tagebuches ist bei diesem Ansatz eine Unterstützung, besonders wenn man schnell Aufzeichnungen machen kann. Es fasst am Abend das Erlebte nochmals zusammen. Später lassen sich diese Aufzeichnungen in ihrer Chronologie vergleichen und kritisch auswerten.

Der Ansatz des floating in der ethnopsychoanalytisch orientierten Feldforschung leitet sich methodisch von den Gedanken Sigmund Freuds ab, die er in seinen „Ratschlägen für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung“ (1912) artikuliert:

3 Mach, Ernst: Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung. Leipzig 1905, S. 20ff.; siehe dazu auch den Kommentar in Mario Erdheim: Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Aufsätze 1980–1987. Frankfurt am Main 1988, S. 146.

„Die technischen Regeln, die ich hier in Vorschlag bringe, haben sich mir aus der langjährigen eigenen Erfahrung ergeben, nachdem ich durch eigenen Schaden von der Verfolgung anderer Wege zurückgekommen war. Man wird leicht bemerken, dass sie sich, wenigstens viele von ihnen, zu einer einzigen Vorschrift zusammensetzen. [...] Indes ist diese Technik eine sehr einfache. Sie lehnt alle Hilfsmittel, wie wir hören werden, selbst das Niederschreiben, ab und besteht einfach darin, sich nichts besonders merken zu wollen und allem, was man zu hören bekommt, die nämliche ‚gleichschwebende Aufmerksamkeit‘, wie ich es schon einmal genannt habe, entgegenzubringen. Man erspart sich auf diese Weise eine Anstrengung der Aufmerksamkeit, die man doch nicht durch viele Stunden täglich festhalten könnte, und vermeidet eine Gefahr, die von dem absichtlichen Aufmerken unzertrennlich ist. Sowie man nämlich seine Aufmerksamkeit absichtlich bis zu einer gewissen Höhe anspannt, beginnt man auch unter dem dargebotenen Materiale auszuwählen; man fixiert das eine Stück besonders scharf, eliminiert dafür ein anderes und folgt bei dieser Auswahl seinen Erwartungen oder seinen Neigungen. Gerade dies darf man aber nicht; folgt man bei der Auswahl seinen Erwartungen, so ist man in Gefahr, niemals etwas anderes zu finden, als was man bereits weiß; folgt man seinen Neigungen, so wird man sicherlich die mögliche Wahrnehmung fälschen. Man darf nicht darauf vergessen, dass man ja zumeist Dinge zu hören bekommt, deren Bedeutung erst nachträglich erkannt wird.“⁴

Theoretische und praktische Grundlagen der floating-Methode

Die floating-Technik ist besonders geeignet für Forscher und Forscherinnen, die in beiden Bereichen, Kulturanthropologie und Psychoanalyse, ausgebildet sind. Sie ist in der europäischen Ethnologie wie auch in der Ethnologie außereuropäischer Kulturen zur tieferen Kenntnis des Menschen anwendbar.

Die Technik der freien Assoziation wird hierbei auf die Technik der Registrierung von Event-Folgen in einer Feldforschungs-Situation übertragen, wobei die von Freud formulierten Regeln des Verhaltens

4 Freud, Sigmund: Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung (1912). In: GW VIII. Frankfurt am Main 1999, S. 375–387, hier: S. 375f.

im Sinne freischwebender Aufmerksamkeit beachtet werden. Floating als methodischer Ansatz ist beim Analytiker im Feld sozusagen das Gegenstück zur freien Assoziation eines Patienten auf der Couch. Nur dass hier die Couch das Leben selbst ist, und floating das Treiben des Forschers/Analytikers durch die sich entwickelten Ereignisse. Der Feldforscher, zum Beispiel in einem Dorf irgendwo auf der Welt, der lokalen Sprache kundig, nimmt alles was geschieht, alles was sich von Stunde zu Stunde abspielt, alles was die Leute reden und was sie tun, zur Kenntnis, als ob es sich um Ketten freier Assoziationen handeln würde. Darin steckt die Prämisse, die wir oben erläutert haben, dass alles was sich da abspielt, Teil eines kausalen Netzwerkes und daher letztlich ein sinnvoller Zusammenhang ist, in dem sich psychodynamische Prozesse darstellen.

Auch Sigmund Freud ließ sich in dieser Weise manchmal von der Umwelt lenken, zum Beispiel als er während der 1890er Jahre einmal in den Hohen Tauern Ferien machte. Dort stieß er plötzlich auf den Fall „Katharina“⁵ und die Ferien wurden zur Feldforschung. Auch C. G. Jung praktizierte auf seinen Reisen in Nord- und Ostafrika oft eine Haltung gegenüber zufälligen Ereignissen, die ich als floating bezeichnen würde. Als in Kenya eine britische Dame zu seinem Team aus drei Männern stieß, wertete er das nicht als bedeutungslosen Zufall, sondern von seiner Theorie aus als „Archetypus der Triade, welche nach dem Vierten ruft ...“.⁶ Viele Entdeckungen von Moya A. Malamusi im Bereich der Heilpraxis in Malawi sind Ergebnis von „floating“ bei seinen Feldforschungen, auch unsere gemeinsame Arbeit zu Tabus.⁷

Bei floating lässt man sich nicht auf ein Thema festnageln; man registriert das scheinbar Wichtige und das Triviale gleichwertig und schaltet auch die Kritik, so gut man kann, zunächst aus. Für die transkulturell orientierte psychoanalytische Feldforschung ist ein solches Anstellen des „Autopiloten“ nützlich, um sich nicht völlig von

5 Cf. Breuer, Josef, Sigmund Freud: Studien über die Hysterie (1895). Frankfurt am Main 1997.

6 Jaffé, Aniela (Hg.): Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung (1961). Zürich, Düsseldorf 1999, S. 263.

7 Cf. Kubik, Gerhard, Moya Aliya Malamusi: *Formulas of Defense. A Psychoanalytic Investigation in Southeast Africa*. In: *American Imago* 59/2 (2002) (summer), S. 171–196; Kubik, Gerhard: *Tabu. Erkundungen transkultureller Psychoanalyse in Afrika, Europa und anderen Kulturgebieten*. Münster 2005.

präkonzipierten Fragen überrollen zu lassen und dann sonst nichts mehr wahrzunehmen. Floating ist aber kein Dauerzustand des wissenschaftlichen Ansatzes, ebenso wenig wie die gleichschwebende Aufmerksamkeit des Analytikers 24 Stunden pro Tag dauern kann. Aber die Einstellung des floating ist in bestimmten Situationen ganz besonders zu empfehlen; zum Beispiel wenn ein Feldforscher/eine Feldforscherin erstmalig in ein unbekanntes Kulturgebiet kommt. Dann empfiehlt sich zunächst jede gerichtete Form der Aufmerksamkeit – gerichtet durch bestimmte Fragen, Erwartungen, Themen etc. – zu vermeiden, an keine Theorie zu denken, auch nicht an die eigene Sprache, Gelesenes zu vergessen und einfach aufzunehmen, was sich da alles ereignet. Später kann man dann gezielter beobachten; sobald man durch vielfältige Übertragungs-Beziehungen stärker integriert ist.

Der Technik des floating verdanke ich viele meiner Erkenntnisse in Afrika und auf dem amerikanischen Kontinent. Die Beobachtungen bei dieser „Radar-Abtastung“ der Wirklichkeit bilden zunächst nicht mehr als ein grenzenloses Reservoir von Daten, ein Potential, das zur Lösung späterer wissenschaftlicher Fragen bereitsteht.

Ich selbst konsultiere vor jeder Abfassung einer wissenschaftlichen Arbeit meine Tagebücher, Feldaufzeichnungen, Filme, Tonbandaufnahmen etc. der letzten Jahrzehnte, neben der Literatur.

Sigmund Freuds Grundregel psychoanalytischer Datenerhebung auf der Basis freier Assoziation gilt also auch für Feldforschung in der Ethnopschoanalyse. Empfehlenswert ist aber, die Beobachtungen nicht schon während des floating-Zustandes niederzuschreiben (da auch dies selektive Aufmerksamkeit anregt), sondern erst kurz danach, wenn man allein ist. Floating gilt auch nicht notwendigerweise für die späteren Phasen der Auswertung des Materials. Obwohl es auch hier von Vorteil sein kann, wenn man „wie absichtslos verfährt“⁸ sollten die Forscher gegenüber ihrer eigenen freien Assoziation größte Vorsicht walten lassen. Dem „wildem“ Interpretieren ist immer rechtzeitig ein Riegel vorzuschieben, da es allzu leicht in uferlose Deutungen und in Spekulation ausartet. Ein solcher Riegel ist etwa unsere systematische Anleitung zur Symbol-Auflösung von Tabus.⁹

8 Freud: Ratschläge (wie Anm. 4), S. 380.

9 Cf. Kubik/Malamusi: Formulas of Defense (wie Anm. 7).

Reise zum „Ende der Welt“

Als ich im Juli 1965 mit einem kleinen portugiesischen Stipendium nach Angola reisen durfte, um dort sechs Monate lang Feldforschungen zu unternehmen, waren mir die oben dargestellten theoretischen Überlegungen aus der Erfahrung vertraut. Ich war sozusagen geimpft. Der Vorwand für mein Projekt in Angola war, dass ich dort unbekannte Kulturen studieren würde. Es war dies bereits meine vierte Forschungsreise in Afrika, die vorausgegangenen drei hatten jeweils über ein Jahr lang gedauert. Sechzehn Länder und viele ihrer Kulturen kannte ich bereits, und in Ostafrika, im Königreich Buganda, hatte ich durch Zufall schon 1959 eine Entdeckung auf dem Gebiet der Audiopsychologie gemacht, den i.p.-Effekt (inherent pattern effect), wie ich das Phänomen benannte. Die alten Hofmusiker, deren Werk bis zurück ins 18. Jahrhundert überliefert ist, hatten gelernt eine Reaktion des menschlichen Wahrnehmungsvermögens in ihren Kompositionen für Xylophon und andere Instrumente äußerst gekonnt auszunützen: dass das menschliche „Ohr“, mit einem komplexen melodischen Ablauf in sprunghaften, aber strukturiert aufeinander folgenden Intervallen konfrontiert, den Gesamtkomplex des auditiven Input nicht als solchen registrieren kann. Es spaltet das Gesamtbild der Tonfolgen in der Wahrnehmung in verschiedene Höhenschichten auf. Plötzlich hört man zwei bis drei miteinander verwobene, in Konflikt stehende, unabhängige Melodien aus dem Ganzen heraus. Sie sind zwar nicht illusionär, denn sie sind strukturell vorhanden, inhärent gegeben, aber ein reines Wahrnehmungsphänomen, ähnlich wie verschiedene optische Täuschungen, z. B. die Kanisza-Figuren etc. Niemand hat sie als solche gespielt.¹⁰

Ich war auf dieses Phänomen bei Xylophonstunden gestoßen, die ich in Kampala genommen hatte, und es machte mich nach der Publikation des Materials 1960 und 1962 mit einem Schlag in der Ethnomusikologie bekannt. So stieß das portugiesische Ethnologen-Paar António Jorge Dias und Margot Dias auf mich. Ich war noch Student, bekam aber nichtsdestoweniger diese Einladung nach Angola, wobei man von mir erwartete, dass ich einen ähnlichen Survey

10 Siehe auch meine jüngste Darstellung zu diesem Thema: Kubik, Gerhard: Inherent patterns – Musiques de l'ancien royaume Buganda: étude de psychologie cognitive. In: L'homme – Revue Française d'Anthropologie No. 171–172 (2004), S. 249–266.

durchführen würde wie bei meinen Feldforschungen in Nord-Moçambique 1962.

Im Hause des Ehepaars Dias betrachtete ich lange eine Karte von Angola. Ich sah mir die Populations-Dichte an, die geographischen Schwerpunkte der portugiesischen Präsenz, und jemand sagte mir dann, der Südosten des Landes sei so abgelegen, dass man ihn „das Ende der Welt“ (o fim do mundo) nenne. In diesem Moment wusste ich, wohin ich wollte: zum Ende der Welt!

Ich flog nach Angloa, musste mich dort aber bei einer Institution melden, die mir – zu meinem Entsetzen – einen „sociologo“ als Begleiter mitgeben wollte. Die PIDE (Policia Internacional de Estado) interessierte sich auch für mich, denn sie wollte sicherstellen, dass ich keinerlei politische Absichten hätte. Schließlich schätzten mich alle als harmlos ein. Ich war aber mehr als harmlos, denn ich war auch nicht bereit, irgendjemandes Interessen zu meinen eigenen zu machen.

Als ich merkte, dass man mich in Luanda festhalten wollte, um auf den „sociologo“ zu warten, der mich im Landrover zum „Ende der Welt“ fahren würde, reagierte ich mit Flucht, unter Zuhilfenahme meiner alten Methode: Autostop. Ohne jemanden etwas zu sagen, stellte ich mich eines Morgens an den Straßenrand Richtung Dondo, und schon nach wenigen Minuten nahm mich ein Lastwagen mit. Meine Gepäckstücke waren ein Rucksack und eine Handtasche, mit Tonbandgerät, Photokamera, Ciné-Kamera, Zelt, Schlafsack, Wasserflasche etc. Alles trug ich selbst. Schon am Vormittag war ich hundert Kilometer weitergekommen, ich trieb „floating“. Bald stellte sich aber heraus, dass ich jetzt nicht mehr in Richtung „Ende der Welt“ driftete, sondern nach Südwestangola, in das Gebiet von Quilengues, heute in der Província de Wila. Ein Missionar hatte mich mitgenommen, eine große Strecke, bis dorthin. In Dinde meldete ich mich bei der Administration, bei einem sehr freundlichen Chef de Posto, der aus Timor stammte und gerne alle meine Wünsche erfüllte. Ich hatte nicht viele: ich wollte nur einen Schuljungen finden, der die lokale Sprache beherrschte und bereit sein würde, mich in die Dörfer der Vankhumbi, Vahanda und anderer zu begleiten.

So begannen meine Feldforschungen anderswo als ursprünglich vorgesehen, bei einer anderen Population und mit leichter Abwandlung der Interessen. Ich stieß dort auf die ekwenje (Jungen-Beschneidungsschule), studierte sie, wie auch die noch intakte alte Bautechnik der Häuser in den Dörfern, neben den Musikinstrumenten. Auch das

Verhältnis zwischen den Vankhumbi mit einer Mischökonomie aus Agrikultur und Rinderzucht und den !Kung, ursprünglich Wildbeuter, die sich in eine symbiotische Abhängigkeit zu den ersteren begeben hatten, wurde ein Thema. Mein Zugang zu dieser Kultur war jedoch beschränkt, da ich von der Sprache keine Ahnung hatte und mich gebrochen Portugiesisch verständigen musste.

Das sollte sich bald ändern, aber nicht in diesem Gebiet, sondern eben am „Ende der Welt“. Nach zwei Wochen stellte ich den Autopiloten des „floating“ ab und entschloss mich, mit der Eisenbahn, so weit ich kommen würde, nach Osten zu fahren, bis nach Serpa Pinto (heute: Menonge) in Richtung „Ende der Welt“.

Dort angekommen, gab es zunächst ähnliche Probleme wie in Luanda. Ich musste auch in Cuito-Cuanavale, dem letzten Administrationsposten, zuerst meine Freiheit wiedergewinnen. Der sehr gastfreundliche portugiesische Administrator, ein älterer Herr, der ganz besonders 14-jährige !Kung („Buschmann“-)Mädchen liebte, um sie vor „rauen Jungen“ (garotos) zu schützen, wie er sagte, wollte mich in einem Schlafsaal mit Doppelbett und riesigem Spiegel einquartieren.

Das war nicht genau das „Ende der Welt“ wie ich es mir vorgestellt hatte. Erst viele Jahre später sah ich in dem Film von Stanley Kubrick „2001 – A Space Odyssey“ einen ähnlichen Saal – in der letzten Szene. Mein erstes Problem war nun, aus dem Spiegel-Schlafsaal zu entkommen und wie ich dem lieben Mann erklären sollte, dass ich in die Dörfer marschieren, dort leben, forschen und auch dort essen wollte, ohne seine Teller.

Das war nicht leicht. Aber ich fand einen Verbündeten in einem maschine-schreibenden Sekretär namens Fortunato. Der war bereit, mich zu begleiten und er bekam Erlaubnis. Wir reisten dann zu Fuß – mein Gepäck trug ich mir selber – von Dorf zu Dorf, im Umkreis von ca. 80 km um Cuito-Cuanavale, den Administrationsposten. Später wurde Fortunato durch andere Begleiter, Freunde, die ich in den Dörfern fand, abgelöst. Ich lernte die Sprache Mbwela, hatte bald direkten Zugang zu verschiedensten Institutionen und meine Forschungen wurden – als Response auf die kulturellen Gegebenheiten – immer mehr ethnopsychoanalytisch. Ich begann die mukanda-Beschneidungsschule intensiv zu studieren und die psychischen Veränderungen, die die Seklusion in den Knaben bewirkt,¹¹ ebenso die

11 Cf. Kubik, Gerhard: Die mukanda-Erfahrung. Zur Psychologie der Initiation der

Tabus (vizila), vieles das ich ursprünglich nicht geplant hatte. Wissenschaftliche Probleme wurden im Feld entdeckt.

Psychoanalytische Gesprächstechniken

Das Entdecken psychoanalytisch relevanter Materialien, aus denen sich dann für den Forscher/die Forscherin weitere wissenschaftliche Fragestellungen ergeben mögen, kann man im Feld somit auch dem Zufall überlassen. Ein weiterer Ansatz, bei dem dies bis zu einem gewissen Grad geschieht, der aber über das floating hinausgehend, vom Analytiker Formen der Intervention verlangt, ist das sogenannte psychoanalytische Gespräch. Leider gibt es auch dafür kein Universalrezept, denn Gespräche dieser Art, wenn sie regelmäßig stattfinden, werden von den Beteiligten bald nach ihren eigenen Erwartungen und Konzepten gestaltet. Es kommt dabei immer zu massiven Übertragungen, Gegenübertragungen und Widerständen zwischen den Beteiligten, was sich oft hinter nichtssagenden Inhalten verbirgt. Wenn für solche Gespräche auch noch bezahlt wird, verschieben sich die Motivationen auf den ökonomischen Bereich; bestenfalls will man gegenüber den Besuchern gefällig sein, krank ist man ja nicht und fühlt sich auch nicht so. Das sich unvermeidbar nach einiger Zeit entwickelnde Desinteresse der Leute an solchen Gesprächen äußert sich dann meist darin, dass sie in endlose Banalitäten ausarten.

Um solchen Ergebnissen vorzubeugen, entwickelte ich 1965 in Angola schon in den ersten Wochen einen anderen Ansatz: das gelenkte psychoanalytische Gespräch. Es ändert nichts an der Grundregel der freien Assoziation, erfordert aber vom Analytiker/Forscher eine aktivere Teilnahme. Meine Gesprächstechnik ist an einigen Beispielen in meiner mukanda-Arbeit¹² dargestellt, ausführlicher jedoch in einer noch unveröffentlichten Aufzeichnung eines Gesprächs, das mein Forschungs-Partner Maurice Djenda und ich ein Jahr später, 1966, in der Zentralafrikanischen Republik mit einem Angestellten

Jungen im Ostangola-Kulturraum. In: van de Loo, Marie-José, Margarete Reinhart (Hg.): Kinder. Ethnologische Forschungen in fünf Kontinenten. München 1993, S. 309–347, u. ders.: Bruder/Schwester-Konflikt. Eine Ursprungslegende zur mukanda-Beschneidungsschule (Angola 1965). In: Baessler-Archiv 53 (2005), S. 1–32.

12 Kubik: Die mukanda-Erfahrung (wie Anm. 11).

eines landwirtschaftlichen Betriebes führten.¹³ Die Forscher sind dabei nicht nur rezeptiv, sondern versuchen aktiv von sich aus Dinge zur Sprache zu bringen. Die Reaktionen der Gesprächspartner auf solche Einwürfe sind spontan. Manchmal macht man auch witzige Bemerkungen, für die die Leute letzten Endes dankbar sind; es entspinnt sich so eine lebhaft, für alle Teile interessante Atmosphäre. Es kann auch zu Diskussionen, zu einem Streitgespräch kommen; das Wichtigste dabei ist aber, dass der Analytiker/die Analytikerin eine eigene emotionale Beteiligung nur spielt, vortäuscht. Man ist nicht wirklich involviert. In diesem Sinne sind Reiz-Themen, Reizphrasen, ja Reizwörter, die man einwirft, nicht notwendigerweise Teil eines sinnvollen Zusammenhanges, sie folgen keiner rigorosen Logik. Eigentlich sind sie dadaistisch, um hier auf die Dadaismus-Bewegung und ihre Kunst in Zürich 1916 anzuspielen. Tristan Tzara hatte ich in Lourenço Marques, Moçambique, 1962 noch persönlich im Hause des Architekten Pancho Guedes kennengelernt.

So skurril diese Einwürfe manchmal sein mögen, von den Gesprächspartnern – die das ja nicht wissen – werden sie immer als ernstgemeint interpretiert. So reagieren sie darauf, zustimmend oder betroffen, versuchen manche Inhalte zu widerlegen, verneinen was sie als Zumutung empfinden oft mit heftigem Affektaufwand, während der Analytiker eigentlich nur die Reaktionen studiert. Manchmal wird das auch offensichtlich, denn plötzlich lachen alle. Da dieses Spiel auch Spaß macht, hält es die Gespräche im Fluss.

Mir ging es bei der Entwicklung dieser Technik um einen strafferen Ansatz und mehr Zügigkeit in den psychoanalytisch orientierten Gesprächen, um auf diese Weise eine größere Informationsdichte zu erhalten. Man kann solche Gespräche auch schon beim Erlernen der Sprache inszenieren. Wenn die Analytiker daran ehrliches Interesse haben, lässt sich der Sprachunterricht selbst zu einem psychoanalytischen Gespräch umgestalten. Es ist erstaunlich, wie ein solcher Ansatz besonders im Kontakt mit Kindern unerhörte Einfälle mobilisiert, Vokabel und Phrasen zutagebringt, die sehr wohl tiefenpsychologische Einblicke gewähren. Ich erlebte dies alles als ich 1965 überwiegend von Kindern in Südostangola die Mbwela-Sprache zu lernen begann. Auch formelle Sprachübungen wie etwa beim Rätseln

13 Cf. Djenda, Maurice, Gerhard Kubik: Monsieur Nchibamba. Erinnerungen an ein psychoanalytisches Gespräch in der Zentralafrikanischen Republik, Mai 1966. Unveröff. MS, o.J.

führen zum Erkennen und Verstehen grundlegender Symbolismen in einer Kultur.¹⁴

Aber auch wenn die Analytiker sich auf Wunsch der Leute vorzugsweise über Themen unterhalten, die die letzteren interessieren, zum Beispiel etwas über die Heimat der Besucher zu erfahren, über Menschen und Kulturen dort, werden Einfälle stimuliert und damit das Unbewusste in den Gesprächspartnern. Nicht selten folgt eine Assoziation dann auf die andere, und es wird nie langweilig; im Gegenteil, man stößt in immer tiefere Bereiche vor, wobei auch die wirklichen Probleme der Leute nach und nach zur Sprache kommen, weil der Analytiker längst Teil der lokalen Gemeinschaft geworden ist und sie sich von seinem psychologischen Verständnis und seiner Bildung auch Rat erhoffen. In vielen dieser strafferen Gespräche hält der Analytiker Testmittel in der Hand, die sich darauf gründen, Einfälle und Affekt-Reaktionen zu provozieren. So erfährt er bald, wo es in dieser Gesellschaft „tickt“.

Maurice Djenda und ich haben das zum ersten Mal bei unserem Gastgeber Justin Nchibamba, in Linjombo, am Sangha-Fluss, Zentralafrikanische Republik, 1966, durchexerziert. Der Zufall wollte es, dass wir in seinem Hause gemeinsam in einem Zimmer untergebracht waren, das von seinem und seiner Frau nur durch eine Lehmwand getrennt war, die nicht bis zum Dach hinaufreichte. So konnte man sich über die Wand hinweg am Spätabend vor dem Einschlafen unterhalten. Das war eine ideale Situation. Er lag sozusagen auf der Couch und ließ seinen Gedanken freien Lauf; wir – die beiden Analytiker – waren für ihn unsichtbar, aber sehr deutlich zu hören. Während Maurice und ich das Gespräch in stillschweigender Übereinkunft strukturierten und auch ausgiebig davon Gebrauch machten, dem Justin Reizinhalt zuzuspielen (bis zur Frage, warum „die Chinesen“ so zahlreich sind, etc.) konnte ich ungesehen mitstenographieren, was er sagte und wie er reagierte. Seine Frau, die neben ihm auf dem gemeinsamen Bett lag, war unbeteiligt, denn sie verstand kein Französisch. (Im Gegensatz zu Angola musste ich hier mit den Leuten in der Kolonialsprache konversieren). So spielte sich das Gespräch ziemlich hemmungslos unter Männern ab. Ich glaube, es hat uns phantastische

14 Vgl. meine Analyse einer Rätselsitzung in der Lucazi-Sprache, Nordwest-Zambia, Gerhard Kubik: A Luchazi riddle session. Analysis of recorded texts in a South-Central African Bantu language. In: South African Journal of African Languages 12, 2 (1992) (May), S. 51–83.

Einsichten in die Mentalität eines Kolonisierten jener Zeit gebracht; Justin war in seinen Vorurteilen und Phantasien recht typisch.¹⁵

Couch versus Feld

Was sind die wichtigsten Unterschiede zwischen einem therapeutischen psychoanalytischen Gespräch (im Behandlungsraum) und der Form des gelenkten psychoanalytischen Gespräches wie ich es und meine Mitarbeiter bei Feldforschungen durchführen? – Gemeinsam ist beiden, dass sie auf der Methode frei-assoziativer Gedankenabläufe beruhen (wobei es hier jetzt nicht um die Diskussion einer solchen Begriffsbildung geht)¹⁶ Gemeinsam ist dementsprechend beiden Gesprächstypen das Ziel, nämlich Unbewusstes in den Beteiligten zu aktivieren und kennenzulernen. Reaktionen der Übertragung und Gegenübertragung sind beiden Kontexten ebenfalls gemeinsam. Wichtige Charakteristika des gelenkten psychoanalytischen Gesprächs im Feld sind aber die folgenden:

1. Das Gespräch kann zu zweit stattfinden oder in einer Gruppe. (Beispiel: Die Gruppe vor dem ndzango, dem Versammlungs-Pavillon im Dorf bei Soma Kayoko in Angola 1965)¹⁷. Es können auch zwei Analytiker zu den Leuten sprechen, sogar wenn nur eine Person gesprächsfähig ist (wie bei unserem analytischen Gespräch in Linjombo, Z.A.R., Djenda/Kubik, manuscr.). Es kann an jedem Ort stattfinden, im Sitzen, Liegen, Gehen („walking analysis“).

2. Die psychoanalytische Grundregel wird den Teilnehmern nicht explizit mitgeteilt; wohl aber wird indirekt dazu angeregt, sie einzuhalten, indem man den Eindruck erweckt, für alle Themen jederzeit zugänglich zu sein, auf jeden Einfall der Teilnehmer einzugehen. Eine direkte Aufforderung, immer alles zu sagen, was einem einfällt, würde Misstrauen erwecken und wäre somit kontraproduktiv. (Dies gilt natürlich nicht für den Fall, dass sich jemand unter den Leuten ernsthaft einer Lehranalyse unterziehen will).

3. Es besteht zwischen Analytiker und Analysanden kein kommerzielles Verhältnis. Für Gespräche werden die Teilnehmer grundsätzlich nicht bezahlt.

15 Djenda/Kubik: Monsieur Nchibamba (wie Anm. 13).

16 Siehe dazu Erdheim: Psychoanalyse und Unbewußtheit (wie Anm. 3), S. 145f.

17 Cf. Kubik, Gerhard: Die mukanda-Erfahrung (wie Anm. 11).

4. Es besteht auch keine Verpflichtung zur regelmäßigen Gesprächsteilnahme. Der Analytiker/die Analytikerin leben in der Gemeinschaft und sie sind jederzeit ansprechbar. Die Initiative zu Gesprächen kann von jeder Seite ausgehen.

5. Analytiker/Analytikerin greifen aktiv in den Gesprächsablauf ein; auch sie geben ihren Einfällen nach und versuchen so wenig wie möglich zu unterdrücken, wagen es manchmal unpassende Bemerkungen ins Gespräch zu werfen, die dann entsprechende Reaktionen auslösen. In gewissem Sinne spielen sie aber ihre Rollen wie in einem Theater. Ich habe manchmal sogar künstlich Fehlleistungen vorgebracht (zum Beispiel versprechen), um die Reaktionen zu ermitteln. Die Analytiker dürfen sich nicht allzu sehr in Übertragungen verstricken. Gelegentliche Spaziergänge solo können da helfen. Manchmal stellen sich die Forscher naiv um herauszufinden, wie die anderen darauf reagieren. Das macht sie auch menschlicher und verhindert das Festfahren in negativen Übertragungen, die sich bei den Leuten – etwa auf Grund früherer Erfahrungen mit Fremden – einstellen mögen. Hier spielt es dann keine Rolle, ob die Analytiker aus einem fernen Land kommen oder aus demselben Staatsgebiet, z.B. von einer anderen ethnischen oder sozialen Gruppe. Der Forscher/die Forscherin versuchen, bei der anderen Seite auftauchende Stereotype zu entkräften, indem sie sich manchmal absichtlich nicht erwartungsgemäß verhalten. Dadurch kann bei längerem Aufenthalt eine Reorientierung der Beziehungen einsetzen, die beidseitig ist, begleitet von dem Gefühl „wir können wirklich über alles miteinander reden“

6. Es besteht keine Therapie-Absicht, überhaupt keine Absicht, etwas am sozialen Gefüge der betreffenden Gemeinschaft zu verändern. Diesbezügliche Erwartungen der Leute – auf Grund früherer Erfahrungen – soll man von Anfang an enttäuschen, mit Ausnahme der Bereitschaft zu freundschaftlicher Hilfe, freundschaftlicher Beratung, wie sie Teil einer jeden positiven Beziehung sein kann. Es besteht kein Verhältnis Analytiker – Patient, auch nichts was dem vergleichbar ist. Aus diesem Grund darf man die sich im Feld auf Seiten der Forscher einstellenden Übertragungen auch nicht prinzipiell „Gegenübertragung“ nennen. Diese Terminologie ist sehr gefährlich, weil sie die Forscher unwillkürlich in die Rolle des „Arztes“ drängt. Sogar kolonialistische Denkschemen spielen bei dieser Terminologie immer noch eine Rolle. Die Forscher dürfen aber keinen Sonderstatus für sich beanspruchen. Wer ins Feld mit der Erwartung

geht, dass er oder sie früher oder später der „Gegenübertragung“ verfallen wird, nimmt bereits von Anfang an die folgenschwerste Übertragung vor: nämlich sich in einer Art „ärztlichen“, auf jeden Fall übergeordneten Rolle zu sehen, im Gegensatz zu den Leuten dort, die Forschungs-Subjekte, Klienten, Probanden, ja sogar Patienten seien. Nicht selten sind die wahren Verhältnisse umgekehrt und der bedrängte Forscher ist der eigentliche Patient. Meist beginnt er mit der Übertragung und die Leute im Dorf reagieren mit „Gegenübertragung“. Um sich aus einer falschen Einschätzung dieser Beziehung herauszuhalten, empfehle ich daher beim Studium einer Kulturkontakt-Situation grundsätzlich nur von Übertragungen zu sprechen und den Begriff Gegenübertragung nicht von vorneherein einer bestimmten Partei zuzuteilen.

Ein nach diesen Gesichtspunkten inszeniertes psychoanalytisches Gespräch bringt für alle Teile etwas, nämlich Erkenntnisse über sich selbst und die anderen, ohne zu verletzen. Es handelt sich um eine Gesprächsform, die – im Gegensatz zum psychoanalytischen Gespräch mit Therapieabsicht – vor allem die Kooperation von psychisch stabilen Personen sucht, die nicht schon von Anfang an zu negativer Übertragung tendieren. Andere Personen kann man zunächst als Gesprächspartner ausklammern, lässt sie aber zuhören und somit erleben, was man bespricht und wie sich in der Gemeinschaft gemeinsame Interessen entwickeln, sogar bis zu einer gemeinsamen ethnopschoanalytischen Forschung.

Resumé

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bei der Feldforschungstechnik des floating und der daraus abgeleiteten Technik des gelenkten psychoanalytischen Gesprächs, den Forschern zu empfehlen ist, in der betreffenden Gemeinschaft, sei es in Dörfern, sei es in einer Township auch zu leben. Es funktioniert nicht so gut, wenn man jeden Abend in Richtung Stadt verschwindet, um im Hotel zu essen und zu übernachten und dann am nächsten Tag wiederkommt, in der Erwartung, dass die Leute pünktlich zu der nächsten Gesprächs-Sitzung bereit sind.

Vielleicht könnte man dem hinzufügen, dass es auch ratsam sein kann, solche Forschungen solo zu unternehmen, maximal zu dritt, dann aber in Gemeinschaft mit Personen vor Ort. Nach Möglichkeit soll man vermeiden immer als Gruppe in Erscheinung zu treten, weil

sich dann auch unvermeidlich gruppensdynamische Prozesse einstellen – in-group versus out-group – die sich einem tieferen Eindringen in die lokale Kultur entgegenstellen. Kann man es nicht vermeiden in einer größeren Gruppe zu forschen, dann soll man die Gruppe im Feld aufspalten und ihre Mitglieder an verschiedenen Orten arbeiten lassen. Im Rahmen einer offiziellen Einladung nach Angola, 1982, um dort ein Sechs-Wochen-Seminar „Introdução à Metodologia das Pesquisas Culturais“ abzuhalten, verteilte ich die 35 studentischen Teilnehmer in verschiedene Dorfgemeinschaften bei mindestens 30 km Abstand, solo oder zu zweit, je nach Wunsch. Mobiltelefone gab es damals noch nicht; heute müsste man Methoden ersinnen, um auch diese Form der Kommunikation nur auf Notfälle zu beschränken.

Eine konsequente Durchführung der Forschung im Sinne der beiden dargestellten ethnopschoanalytischen Methoden erfordert, dass man sich während der Zeit total der Gemeinschaft widmet, die man untersuchen will, da man ja von ihr auch die totale Teilnahme an der Forschung verlangt. Und dies macht sich bezahlt, denn nach einiger Zeit werden im Sinne der „floating“-Technik auch wissenschaftliche Probleme gemeinsam erarbeitet und diskutiert. Sehr bald habe ich mit Leuten in Angola, und in jüngster Zeit (2003–2005) in Tanzania und Malawi das Thema der Tabus diskutiert und wir haben gemeinsam geforscht, was hinter all diesen Tabus wohl steckt.¹⁸ Meine Erfahrung in vielen europäischen Gemeinschaften war, dass man im Augenblick wo man die Sprache einigermaßen spricht, überall im lokalen Raum Personen findet, mit denen man die aufregendsten wissenschaftlichen Probleme diskutieren und auch lösen kann.

Danksagung

Die jüngsten Forschungen, die den ethnopschoanalytischen Ansatz vertieften, wurden in Uganda, Tanzania und Malawi im Rahmen unseres Projekts P 15007 (East African Traditions of Kingship, Chiefship and Ritual), finanziert vom Wissenschaftsfonds Wien, durchgeführt. Die Mitarbeiter waren Moya Aliya Malamusi, Charles Sekintu, Albert Ssempeke, Albert Bisaso, Kayambo kaChinyeka, Monicela Gervas Mgaya, Mose Yotamu und andere. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

¹⁸ Siehe auch mein jüngstes Buch, Kubik: Tabu (wie Anm. 7).